

Leseprobe aus:

Lew Tolstoi



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER



Lew Tolstoi

AUFERSTEHUNG

Übersetzt und kommentiert
von Barbara Conrad

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25285-1

© 2016 Carl Hanser Verlag München

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Matth. XVIII, 21-22: *Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?*

Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir: Nicht siebenmal, sondern siebenmal siebenmal.

Matth. VII, 3: *Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?*

Joh. VIII, 7: *Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.*

Lukas VI, 40: *Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen.*

ERSTER TEIL

I

Wie sehr die Menschen, die sich zu Hunderttausenden auf einem kleinen Erdenfleck angesammelt hatten, diese Erde, auf der sie sich drängten, zu verunstalten suchten, wie sehr sie sie mit Steinen zupflasterten, damit nichts mehr auf ihr gedeihen konnte, wie sehr sie noch jedes Kräutchen, das da keimte, wegrupften, wie sehr sie alles mit Steinkohle und Petroleum verqualmten, wie sehr sie die Bäume stutzten und Tiere und Vögel samt und sonders verjagten – der Frühling war Frühling, selbst in der Stadt. Die Sonne wärmte, das Gras lebte auf, wuchs und grünte überall, wo man es noch nicht weggekratzt hatte, nicht nur auf den Rasenstreifen der Boulevards, sondern auch zwischen den Steinplatten; Birken, Pappeln und Traubenkirschen entfalteten ihre klebrigen und duftenden Blätter, die Linden spreizten die geplatzen Knospen; Dohlen, Spatzen und Tauben bauten schon frühlingsfreudig ihre Nester, und die Fliegen summten an sonnengewärmten Wänden. Fröhlich waren die Pflanzen, die Vögel, die Insekten und die Kinder. Aber die Menschen – die großen erwachsenen Menschen – hörten nicht auf, sich selbst und einander zu hintergehen und zu quälen. Die Menschen glaubten, heilig und wichtig sei nicht dieser Frühlingmorgen, nicht diese Schönheit der Welt Gottes, zum Wohle aller Lebewesen gegeben, eine Schönheit, die für Frieden, Harmonie und Liebe einstimmt, nein, heilig und wichtig sei das, was sie sich selbst ausgedacht hatten, um Macht übereinander auszuüben.

So also hielt man im Kontor des Gouvernementsgefängnisses für heilig und wichtig nicht etwa, dass allen

Tieren und Menschen Rührung und Freude über den Frühling geschenkt war, nein, heilig und wichtig war, dass am Vorabend ein Schreiben unter Nummer NN mit Briefkopf und Siegel eingegangen war, wonach um neun Uhr des heutigen 28. April drei im Gefängnis einbehaltene Untersuchungsgefangene – zwei Frauen und ein Mann – dem Gericht zuzuführen seien. Die eine dieser Frauen sei als wichtigste Missetäterin gesondert zuzuführen. Nun also, aufgrund dieser Anweisung, betrat am 28. April um acht Uhr morgens der Oberaufseher den stinkenden dunklen Gang der Frauenabteilung. Ihm folgte eine Frau mit zerquältem Gesicht, grauem, sich kräuselndem Haar, in einer Jacke mit betressten Ärmeln und einem blaupaspelierten Gurt. Das war die Aufseherin.

»Die Maslowa wollt Ihr?« fragte sie und geleitete den diensthabenden Aufseher zu einer der Zellentüren, die zum Gang hin zu öffnen waren.

Der Aufseher schloss mit dem Eisen rasselnd auf und öffnete die Zellentür, aus der ihnen noch stärker stinkende Luft entgegenschlug, und brüllte:

»Maslowa, zum Gericht!«, schloss die Tür wieder und wartete.

Selbst in den Gefängnishof war die frische, belebende Luft der Felder gedrungen, wie sie der Wind in die Stadt getragen hatte. Doch im Gang herrschte bedrückende Typhusluft, gesättigt vom Gestank nach Exkrementen, Holzteer und Fäulnis, die jeden Neueintretenden auf der Stelle verzagen ließ und traurig machte. Das spürte sogar die von außen gekommene Aufseherin am eigenen Leibe, obgleich sie doch die schlechte Luft gewohnt war. Kaum hatte sie den Gang betreten, überkam sie eine Müdigkeit, dass sie sich am liebsten hingelegt hätte.

Aus der Zelle war Unruhe zu vernehmen: Frauenstimmen und Schritte von bloßen Füßen.

»Na los dadrin, Maslowa, rühr dich, wenn ichs dir sag!« schrie der Oberaufseher durch die Zellentür.

Nach etwa zwei Minuten trat mit energischem Schritt eine nicht sehr große und vollbusige junge Frau im grauen Kittel über der weißen Jacke und dem weißen Rock aus der Tür, wandte sich rasch um und stellte sich neben den Aufseher. Sie trug Leinensocken an den Füßen und darüber Gefängnispanzungen, um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch gebunden, unter dem hervor sich, offensichtlich mit Bedacht, schwarze Löckchen ringelten. Das Gesicht der Frau war von diesem besonderen Weiß, wie es die Gesichter von Menschen aufweisen, die lange Zeit eingesperrt waren, ein Weiß, das an die Triebe von Kartoffeln im Keller erinnert. Genauso wirkten auch die kräftigen kleinen Hände und der weiße volle Hals, der aus dem breiten Kragen ihres Kittels hervorsah. Auffallend an diesem Gesicht, vor allem bei seiner matten Blässe, waren die glänzenden, sehr schwarzen, ein wenig verquollenen, aber sehr lebendigen Augen, von denen das eine ein wenig schielte. Sie hielt sich sehr gerade, reckte die volle Brust. Wie sie so auf den Gang herauskam, blickte sie, während sie den Kopf etwas zurückbog, dem Aufseher direkt in die Augen und blieb stehen, willens, alles zu tun, was man von ihr verlangte. Der Aufseher wollte schon die Zellentür schließen, als von dort das bleiche, harte, runzlige Gesicht einer barhäuptigen grauhaarigen Alten herauschaute. Gerade wollte sie der Maslowa etwas sagen, da drückte ihr der Aufseher die Tür gegen den Kopf, und der Kopf verschwand. Aus der Zelle ertönte ein lauter Lacher der Frau. Auch die Maslowa lächelte und drehte sich zu dem kleinen vergitterten Fensterchen in der Tür. Von der anderen Seite lehnte sich die Alte dagegen und sagte mit rauher Stimme:

»Vor allem – sag nicht zu viel, bleib bei einem, und Ende.«

»Ja, wärs doch nur eins, schlimmer kanns nicht werden«, sagte, den Kopf aufrichtend, die Maslowa.

»Na klar, eins und keine zwei«, sagte der Oberaufseher hoheitsvoll, überzeugt, wie geistreich er war. »Marsch, mir nach!«

Das Auge der Alten im Fensterchen verschwand, die Maslowa trat mitten in den Gang und lief mit raschen, kleinen Schritten hinter dem Oberaufseher her. Sie gingen die Steintreppe hinunter, vorbei an den noch stärker als die Frauenzellen stinkenden und lärmenden Männerzellen, wo ihnen aus allen Türfensterchen die Blicke folgten, und betraten das Kontor, wo bereits zwei Begleitsoldaten mit Gewehr standen. Ein Schreiber, der dort saß, gab dem einen Soldaten ein mit Tabaksqualm getränktes Schriftstück, wies auf die Arrestantin und sagte:

»Übernimm sie.«

Der Soldat – ein Kerl aus Nischni Nowgorod mit rotem pockennarbigem Gesicht – steckte das Papier unter den Ärmelaufschlag seines Mantels und zwinkerte seinem Kameraden, einem Tschuwaschen mit breiten Backenknochen, vielsagend zu. Die Soldaten und die Arrestantin gingen die Treppe hinab und zum Hauptausgang.

Die Pforte im Tor des Hauptausgangs wurde geöffnet, und die Soldaten schritten mit der Arrestantin über die Schwelle ins Freie, verließen die Ummauerung und gingen mitten auf den gepflasterten Straßen durch die Stadt.

Droschkenkutscher, Ladenbesitzer, Köchinnen, Arbeiter, Beamte – alle blieben sie stehen und musterten voller Neugier die Arrestantin; manche wiegten den Kopf in der Meinung: »Da sieht man, wohin es führt, wenn man sich schlecht benimmt und nicht wie wir.« Kinder blickten voller Angst auf die Räuberin und beruhigten sich bloß, weil hinter ihr die Soldaten gingen

und sie jetzt nichts mehr anstellen konnte. Ein Mann vom Dorf, der Kohle verkauft und in der Schenke Tee getrunken hatte, trat zu ihr, bekreuzigte sich und gab ihr eine Kopeke. Die Arrestantin errötete, senkte den Kopf und murmelte etwas.

Sie spürte die auf sie gerichteten Blicke und schielte unmerklich, ohne den Kopf zu drehen, auf diejenigen, die sie da betrachteten, und diese auf sie gerichtete Aufmerksamkeit erheiterte sie. Auch die im Vergleich zum Gefängnis saubere Frühlingsluft munterte sie auf, nur tat es ihr weh, mit ihren des Laufens entwöhnten Füßen in den unförmigen Gefängnispanzern auf den Pflastersteinen zu gehen, weshalb sie auf ihre Füße achtete und möglichst leicht aufzutreten suchte. Als sie an einer Mehlhandlung vorbeikamen, vor der von niemandem behelligt Tauben herumwatschelten, hätte die Arrestantin beinahe eine graublaue mit dem Fuß gestoßen; die Taube flatterte auf und flog flügelschlagend direkt am Ohr der Arrestantin vorbei und umwehte sie mit einem Lufthauch. Die Arrestantin lächelte, dann seufzte sie schwer, weil sie an ihre Lage dachte.

II

Die Geschichte der Arrestantin Maslowa – es war eine ganz gewöhnliche Geschichte. Die Maslowa war Tochter einer ledigen Hofmagd, welche mit ihrer Mutter, einer Stallmagd, bei zwei adeligen Schwestern, Gutsbesitzerinnen, auf dem Land lebte. Diese ledige Hofmagd brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, und wie das üblich ist auf dem Dorf: Man taufte das Kind, dann nährte die Mutter das unerwünscht gekommene, unnütze und bei der Arbeit hinderliche Kind nicht mehr, und es war bald verhungert.

So starben ihr fünf Kinder. Sie alle hatte man getauft,

dann nicht mehr genährt, und so waren sie gestorben. Das sechste Kind, gezeugt von einem durchreisenden Zigeuner, war ein Mädchen, und ihr Schicksal wäre das gleiche gewesen, doch da geschah es, dass eine der beiden alten Damen in den Viehhof kam, um den Stallmägden wegen des Rahms, der nach Kuh roch, einen Verweis zu erteilen. Im Viehhof lag die Wöchnerin mit dem hübschen gesunden Säugling. Die alte Dame erteilte nicht nur wegen des Rahms einen Verweis, sondern rügte auch, dass man eine Wöchnerin in den Viehhof gelassen hatte, und wollte schon weggehen, als sie das Kindchen erblickte und sich voller Rührung erbot, seine Taufpatin zu werden. Sie taufte das Mädchen, und später gab sie aus Mitleid mit ihrem Patenkind der Mutter Milch und Geld, und das Mädchen blieb am Leben. Die alten Damen nannten sie deshalb auch »die Gerettete«.

Das Kind war drei Jahre alt, als seine Mutter krank wurde und starb. Großmutter Stallmagd wollte die Enkelin loswerden, und so nahmen die alten Damen das Mädchen zu sich. Das schwarzäugige Mädchen geriet ungewöhnlich lebhaft und anmutig, und die alten Damen freuten sich an ihr.

Von den beiden alten Damen war die jüngere, Sofja Iwanowna, gütiger, sie hatte auch das Mädchen getauft, die ältere, Marja Iwanowna, war strenger. Sofja Iwanowna putzte das Mädchen heraus, brachte ihm Lesen bei und wollte es zu ihrer Ziehtochter machen. Marja Iwanowna sagte, man müsse aus dem Mädchen eine Dienstmagd, ein gutes Stubenmädchen machen und war deshalb streng, strafte das Mädchen und schlug es sogar, wenn sie schlechter Laune war. Zwischen diesen beiden Einflüssen wuchs Katerina heran und wurde halb Stubenmädchen, halb Ziehtochter. Und so nannte man sie auch – nicht Kat'ka, aber auch nicht Katenka, sondern Katjuscha. Katjuscha nähte, räumte die Zim-

mer auf, reinigte die Ikonen mit Kreide, röstete und mahlte und servierte den Kaffee, erledigte auch die kleinen Wäschen, manchmal saß sie aber auch bei den Damen und las ihnen vor.

Man warb um sie, doch sie wollte keinen heiraten, weil sie das Gefühl hatte, ein Leben mit diesen arbeitenden Menschen, die um sie warben, würde ihr schwerfallen, verwöhnt wie sie war durch die Annehmlichkeiten herrschaftlichen Lebens.

So lebte sie, bis sie sechzehn war. Als sie sechzehn geworden war, kam der Neffe zu ihren Damen zu Besuch, ein Student und reicher Fürst, und Katjuscha, die es weder ihm noch sich selber einzugestehen wagte, verliebte sich in ihn. Dann, nach zwei Jahren, kam derselbe Neffe auf dem Weg in den Krieg bei den Tanten vorbei, blieb vier Tage bei ihnen, und am Abend vor seiner Weiterfahrt verführte er Katjuscha und reiste am nächsten Tag ab, nachdem er ihr eine Hundertrubelnote zugesteckt hatte. Fünf Monate nach seiner Abreise hatte sie die Gewissheit, dass sie schwanger war.

Seit der Zeit wurde ihr alles gleichgültig, sie dachte nur noch daran, wie sie der Schande, die sie erwartete, entgehen könnte, und so diente sie den Damen nicht nur widerwillig und schlecht, sondern – wie es dazu kam, wusste sie selber nicht – brauste auf einmal auf. Sie warf den Damen Grobheiten an den Kopf, die sie danach selber bereute, und bat um ihre Entlassung.

Und die Damen, die sehr unzufrieden mit ihr waren, entließen sie. Von ihnen ging sie als Stubenmädchen zu einem Polizeihauptmann, konnte dort aber nur drei Monate bleiben, weil er, ein fünfzigjähriger Mann, sie bedrängte; einmal, als er besonders zudringlich wurde, geriet sie in Wut, nannte ihn einen Idioten und alten Bock und stieß ihn so gegen die Brust, dass er hinfiel. Wegen ihrer Grobheit jagte man sie fort. Eine neue Stelle anzutreten hatte keinen Sinn, denn bald sollte sie

gebären, und so quartierte sie sich bei der Dorfhebamme ein, einer Witwe, die mit Branntwein handelte. Die Geburt war leicht. Doch die Hebamme, die im Dorf eine kranke Frau entbunden hatte, steckte Katjuscha mit dem Kindbettfieber an, und sie gaben das Kind, einen Jungen, ins Findelhaus, wo es gleich nach der Ankunft starb, wie die alte Frau, die es hingebracht hatte, erzählte.

An Geld hatte Katjuscha, als sie bei der Hebamme einzog, hundertsiebenundzwanzig Rubel: siebenundzwanzig Rubel an Selbstverdiendem und die hundert, die der Verführer ihr zugesteckt hatte. Als sie von der Hebamme wegzog, waren ihr nur noch sechs Rubel geblieben. Sie verstand nicht, Geld zu sparen, hatte es sowohl für sich verbraucht als auch jedem gegeben, der darum bat. Die Hebamme hatte ihr für den Unterhalt – Essen und Tee – vierzig Rubel für zwei Monate abgenommen, fünfundzwanzig gingen für die Beförderung des Kindes weg, vierzig Rubel bat die Hebamme, ihr für eine Kuh zu borgen, zwanzig gingen so weg – für Kleider, Naschereien –, so dass Katjuscha, als sie gesund wurde, kein Geld mehr hatte und sich eine Stelle suchen musste. Die fand sich bei einem Förster. Der Förster war ein verheirateter Mann, doch genau wie der Polizeihauptmann begann er vom ersten Tag an, Katjuscha zu belästigen. Er war ihr widerwärtig, und sie bemühte sich, ihm aus dem Weg zu gehen. Doch er war erfahrener und schlauer, vor allem war er der Hausherr, der sie schicken konnte, wohin er wollte, und so passte er einen Moment ab und vergewaltigte sie. Seine Frau merkte es, und als sie einmal ihren Mann allein im Zimmer mit Katjuscha erwischte, stürzte sie auf Katjuscha los und wollte sie schlagen. Katjuscha ließ sie nicht, es gab eine Rauferei, in deren Folge man sie aus dem Haus jagte, ohne ihr den Lohn zu zahlen. Daraufhin fuhr Katjuscha in die Stadt und blieb dort bei einer Tante.

Der Mann der Tante war Buchbinder und hatte früher ein gutes Auskommen gehabt, aber inzwischen hatte er seine Kunden verloren und zu trinken begonnen und vertrank alles, was ihm in die Finger geriet.

Die Tante aber unterhielt eine kleine Wäscherei, ernährte sich und ihre Kinder damit und unterstützte auch den heruntergekommenen Mann. Sie schlug der Maslowa vor, bei ihr in der Wäscherei anzufangen. Doch als die Maslowa das schwere Leben sah, das die Wäscherinnen führten, die bei der Tante wohnten, zögerte sie und suchte sich in einem Vermittlungsbüro eine Stelle als Dienstmädchen. Es fand sich eine Stelle bei einer Dame, die mit ihren Söhnen, zwei Gymnasiasten, zusammenwohnte. Eine Woche nachdem die Maslowa den Dienst angetreten hatte, brach der ältere, schnurrbärtige, ein Gymnasiast der sechsten Klasse, die Schule ab, ließ die Maslowa nicht in Ruhe und belästigte sie. Die Mutter gab der Maslowa an allem die Schuld und entließ sie. Eine neue Stelle ergab sich nicht, doch traf es sich, dass die Maslowa, als sie in das Büro kam, das Dienstmädchen vermittelt, dort eine Dame mit Ringen und Armreifen an den nackten rundlichen Armen kennenlernte. Als diese Dame von der Lage der Maslowa erfuhr, die auf Stellensuche war, gab sie ihr ihre Adresse und lud sie zu sich ein. Die Maslowa ging zu ihr. Die Dame empfing sie aufs freundlichste, bewirtete sie mit kleinen Piroggen und süßem Wein und schickte ihr Stubenmädchen mit einem Briefchen weg. Am Abend betrat ein hochgewachsener Mann mit langen grauen Haaren und grauem Bart das Zimmer; dieser Alte setzte sich sogleich zur Maslowa, musterte sie lächelnd und mit blitzenden Augen und scherzte mit ihr. Die Hausherrin bat ihn in ein anderes Zimmer, und die Maslowa hörte, wie sie sagte: »Ganz frisch, eine vom Land.« Dann rief sie die Maslowa und sagte, das sei ein Schriftsteller, der viel Geld habe und der es an nichts fehlen lasse,

wenn sie ihm gefiele. Sie gefiel ihm, der Schriftsteller gab ihr fünfundzwanzig Rubel und versprach, sich oft mit ihr zu treffen. Das Geld ging bald weg für die Bezahlung des Unterhalts bei der Tante und für ein neues Kleid, ein Hütchen und Bänder. Nach ein paar Tagen schickte der Schriftsteller ein zweites Mal nach ihr. Sie ging hin. Er gab ihr noch einmal fünfundzwanzig Rubel und schlug ihr vor, in eine eigene Wohnung zu ziehen.

Wie sie so in der von dem Schriftsteller gemieteten Wohnung lebte, verliebte sie sich in einen fröhlichen Kommis, der an demselben Hof wohnte. Sie selbst eröffnete das dem Schriftsteller und zog in eine eigene kleine Wohnung um. Der Kommis aber, der versprochen hatte, sie zu heiraten, reiste weg nach Nischni, ohne ihr etwas zu sagen, offensichtlich um sie zu verlassen, und die Maslowa blieb allein. Sie hätte gerne allein in der Wohnung gelebt, doch das gestattete man ihr nicht. Der Revieraufseher sagte ihr, so leben könne sie nur, wenn sie den gelben Ausweis bekommen und sich einer Untersuchung unterzogen hätte. Da ging sie wieder zu ihrer Tante. Als die Tante sie so in modischem Kleid, Pelerine und Hut sah, empfing sie sie ehrerbietig und wagte nicht mehr, ihr vorzuschlagen, bei der Wäscherei anzufangen, denn sie meinte, die Maslowa hätte jetzt einen höheren Rang im Leben erreicht. Und für die Maslowa ging es auch gar nicht mehr darum, ob sie in der Wäscherei anfangen sollte oder nicht. Vielmehr blickte sie jetzt voller Mitgefühl auf dieses Sträflingsleben, das die bleichen Wäscherinnen mit ihren mageren Armen, manch eine schon schwindstüchtig, in den vorderen Räumen führten, wo sie im dreißig Grad warmen Seifendampf wuschen und bügelten, summers wie winters bei offenen Fenstern, und es graute ihr bei dem Gedanken, dass auch sie in diese Katorga geraten könnte.

Gerade zu der Zeit, als die Maslowa in einer besonde-

ren Notlage war, weil ihr kein einziger Beschützer über den Weg lief, wurde sie von einer Werberin aufgespürt, die Mädchen an Bordelle vermittelte.

Die Maslowa rauchte schon lange, aber in der letzten Zeit ihres Verhältnisses mit dem Kommiss und danach, als er sie hatte sitzenlassen, hatte sie sich immer mehr ans Trinken gewöhnt. Wein verlockte sie nicht nur, weil er ihr schmackhaft schien, sondern vor allem, weil er ihr die Möglichkeit gab, all das Schwere zu vergessen, was sie durchgemacht hatte, und ihr Ungezwungenheit und die feste Überzeugung von ihrer Würde verlieh, die sie ohne Wein nicht hatte. Ohne Wein war sie immer verzagt und schämte sich.

Die Werberin bereitete einen Imbiss für die Tante, und der Maslowa, die sie betrunken gemacht hatte, schlug sie vor, in ein gutes Etablissement, das beste in der Stadt, einzutreten und malte ihr alle Vorteile und Privilegien dieser Stellung aus. Die Maslowa stand vor der Wahl: Entweder die erniedrigende Position eines Dienstmädchens, bei der es mit Sicherheit Nachstellungen von Seiten der Männer und zeitweilig heimliche Ehebrüche geben würde, oder aber eine gesicherte, ruhige, legitimierte Position mit offenem, vom Gesetz zugelassenen und gutbezahlten ständigen Ehebrechen, und sie wählte Letzteres. Außerdem gedachte sie damit auch, es ihrem Verführer und dem Kommiss und allen, die ihr Übles angetan hatten, heimzuzahlen. Noch dazu war es verlockend für sie und einer der Gründe für ihren endgültigen Entschluss, dass die Werberin ihr gesagt hatte, sie könne sich Kleider bestellen, wie sie nur wolle – aus Samt, flandrischer oder anderer Seide, Ballkleider mit entblößten Schultern und Armen. Als sich die Maslowa vorstellte, wie sie im hellgelben Seidenkleid mit schwarzsamten eingefasstem Dekolleté aussehen würde, konnte sie nicht mehr widerstehen und gab ihren Pass ab. Noch am selben Abend nahm die Werbe-

rin eine Droschke und brachte sie in das berühmte Haus der Kitajewa.

Von da an begann für die Maslowa ein Leben chronischen Übertretens der göttlichen und menschlichen Gebote, wie es Hunderte, ja Hunderttausende Frauen nicht nur mit Erlaubnis, sondern sogar unter dem Schutz der um das Wohl ihrer Bürger besorgten Regierungsgewalt führen, ein Leben, das für neun von zehn Frauen mit schmerzhaften Krankheiten endet, mit vorzeitiger Gebrechlichkeit und frühem Tod.

Morgens und den Tag über der schwere Schlaf nach den Orgien der Nacht. Um drei oder vier Uhr dann müde aufstehen vom schmutzigen Bett, Selterswasser gegen den Kater, Kaffee, träge herumschlendern durch die Zimmer in Negligé, Jacke oder Morgenmantel, hinter dem Vorhang zum Fenster hinausschauen, mattes Gezänk untereinander; dann sorgfältig den Körper, die Haare waschen, eincremen, parfümieren, Kleider anprobieren, Streitereien mit der Hausherrin, sich im Spiegel begutachten, Gesicht und Augenbrauen schminken, süße fette Kost; dann ankleiden in grelle, den Körper entblößende Seidenkleider; danach hinausgehen in den bunt geschmückten, hell erleuchteten Saal, Ankunft der Gäste, Musik, Tänze, Konfekt, Wein, rauchen und ehebrechen mit jungen und mittelalten Männern, halben Kindern und sich ruinierenden Alten, Junggesellen und Verheirateten, Kaufleuten und Handlungsgehilfen, Armeniern, Juden und Tataren, Reichen und Armen, Gesunden und Kranken, Betrunkenen und Nüchternen, Groben und Zartfühlenden, Militärs und Zivilen, Studenten und Gymnasiasten – mit allen möglichen Ständen, Altersgruppen und Charakteren. Geschrei und Scherze und Prügeleien und Musik und Tabak und Wein und Wein und Tabak und Musik vom Abend bis zum Morgengrauen. Und erst morgens Befreiung und schwerer Schlaf. Und so jeden Tag, die

ganze Woche. Am Ende der Woche aber die Fahrt in eine staatliche Einrichtung – das Revier, wo sich Beamte im Staatsdienst und Ärzte eingefunden haben, Männer, die manchmal ernst und streng, manchmal aber auch mit frivoler Lustigkeit diese Frauen untersuchen, wobei sie die nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Tier von der Natur zum Schutz vor Übergriffen verliehene Scham übergehen, und ihnen dann den Gewerbeschein zur Fortsetzung derselben Übertretungen aushändigen, die sie im Lauf der Woche mit ihren Mittäterinnen begangen haben. Und wieder eine Woche. Und so jeden Tag, im Sommer wie im Winter, an Werktagen und an Feiertagen.

So verbrachte die Maslowa sieben Jahre. In dieser Zeit wechselte sie zwei Häuser und war einmal im Krankenhaus. Im siebten Jahr ihres Aufenthalts im Bordell und im achten Jahr nach ihrem ersten Fehltritt, als sie sechsundzwanzig Jahre alt war, geschah ihr das, wofür man sie ins Gefängnis sperrte und jetzt zum Gericht führte, nachdem sie im Gefängnis sechs Monate mit Mördern und Dieben zugebracht hatte.

III

Zur gleichen Zeit, als die Maslowa, gequält vom langen Marsch, mit ihren Geleitsoldaten zum Gebäude des Bezirksgerichts kam, lag der Neffe ihrer Erzieherinnen, Fürst Dmitri Iwanowitsch Nechljudow, derselbe, der sie verführt hatte, noch in seinem zerwühlten hohen, daunengepolsterten Sprungfederbett und rauchte eine Zigarette, nachdem er den Kragen seines sauberen holländischen Nachthemds mit den glattgebügelten Fältchen auf der Brust aufgeknöpft hatte. Mit konzentriertem Blick schaute er vor sich hin und dachte nach, was heute für ihn zu tun anstünde und was gestern gewesen war.

Bei der Erinnerung an den gestrigen Abend, den er bei den Kortschagins verbracht hatte, bekannten reichen Leuten, deren Tochter er, wie alle annahmen, heiraten würde, seufzte er und wollte schon, nachdem er die zu Ende gerauchte Zigarette weggeworfen hatte, eine zweite aus seinem silbernen Zigarettenetui nehmen, besann sich aber eines anderen, ließ seine glatten weißen Beine vom Bett herunter, angelte mit den Füßen nach seinen Pantoffeln, warf sich den seidenen Morgenrock über die vollen Schultern und ging mit raschen schweren Schritten in das dem Schlafzimmer benachbarte Ankleidezimmer, das ganz vom künstlichen Duft der Elixiere, Eaux de Cologne, Pomaden und Parfüms durchtränkt war. Dort reinigte er mit einem speziellen Pülverchen seine an vielen Stellen plombierten Zähne, spülte sie mit parfümiertem Mundwasser und begann dann sich gründlich zu waschen und mit verschiedenen Handtüchern abzutrocknen. Als er die Hände mit duftender Seife gewaschen, die langen Fingernägel mit einer Bürste sorgfältig gereinigt und sich am großen Marmorwaschbecken das Gesicht und den dicken Hals gewaschen hatte, ging er noch in ein drittes Zimmer beim Schlafzimmer, wo eine Dusche eingerichtet war. Dort wusch er seinen muskulösen, verfetteten weißen Körper mit kaltem Wasser und rieb sich mit einem rauen Badetuch ab, zog dann saubere, gebügelte Wäsche und spiegelblank geputzte Schuhe an und setzte sich vor den Toilettentisch, um mit zwei Bürsten den kleinen schwarzen gekräuselten Bart und die vorn am Kopf gelichteten welligen Haare zu bürsten.

Alle Dinge, die er in Gebrauch hatte – die Ausrüstung seiner Toilette, wie Wäsche, Kleidung, Schuhe, Krawatten, Tuchnadeln und Hemdenknöpfe –, waren von allererster, teurer Qualität, dezent, schlicht, haltbar und wertvoll.

Nachdem er aus einem Dutzend Krawatten und

Tuchnadeln die gewählt hatte, die ihm als erste zwischen die Finger gerieten – einst war das noch neu und amüsan für ihn gewesen, jetzt aber vollkommen egal –, zog er die gesäuberte und auf dem Stuhl bereitgelegte Kleidung an und ging, zwar nicht mehr ganz jugendfrisch, aber doch sauber und parfümiert, in das lange Speisezimmer mit dem gestern von drei Männern gebohnerten Parkettboden, einem gewaltigen Eichenbuffet und einem ebenso großen Ausziehtisch, der mit seinen in Form von Löwentatzen geschnitzten, weit auseinanderstehenden Beinen etwas Feierliches hatte. Auf diesem Tisch, über den ein feines gestärktes Tisch-tuch mit großem Monogramm gebreitet war, standen: eine silberne Kaffeekanne mit duftendem Kaffee, eine ebensolche Zuckerdose, ein Sahnekännchen mit aufgekochter Sahne und ein Korb mit frischem Kalatsch, Zwieback und Biscuits. Neben dem Gedeck lagen die eingetroffenen Briefe, Zeitungen und ein neues Heft der »Revue des deux Mondes«. Nechljudow wollte sich gerade an die Briefe machen, da erschien in der Tür zum Flur eine stattliche betagte Frau in Trauer mit einem Spitzenhäubchen auf dem Kopf, das die gelichtete Spur ihres Scheitels bedeckte. Das war Agrafjona Petrowna, die Kammerfrau der seligen, kürzlich in dieser selben Wohnung verstorbenen Mutter Nechljudows, die jetzt als Haushälterin beim Sohn geblieben war.

Agrafjona Petrowna hatte zu verschiedenen Zeiten mit Nechljudows Mutter etwa zehn Jahre im Ausland verbracht und hatte das Aussehen und das Benehmen einer Dame. Sie lebte seit ihrer Kindheit im Hause Nechljudow und kannte Dmitri Iwanowitsch noch als Mitenka.

»Einen guten Morgen, Dmitri Iwanowitsch.«

»Guten Tag, Agrafjona Petrowna. Na, was gibts Neues?« fragte Nechljudow scherzend.

»Ein Brief von der Fürstin oder der Prinzessin. Die

Kammerjungfer hat ihn vor einer Weile gebracht, sie wartet bei mir«, sagte Agrafjona Petrowna und überreichte vielsagend lächelnd den Brief.

»Gut, gleich«, sagte Nechljudow, ergriff den Brief und runzelte die Stirn, als er das Lächeln Agrafjona Petrownas bemerkte.

Das Lächeln Agrafjona Petrownas bedeutete, dass der Brief von Prinzessin Kortschagina war, die, wie Agrafjona Petrowna meinte, Nechljudow im Begriff war zu heiraten. Und diese Vermutung, die sich im Lächeln Agrafjona Petrownas ausdrückte, war Nechljudow unangenehm.

»Dann sag ich ihr, sie solle noch warten«, und Agrafjona Petrowna ergriff den Tischfeger, der nicht an seinem Platz lag, legte ihn an einen anderen Platz und segelte aus dem Speisezimmer.

Nechljudow entsiegelte den duftenden Brief, den ihm Agrafjona Petrowna gebracht hatte, und begann zu lesen.

»In Erfüllung der übernommenen Verpflichtung, Ihr Gedächtnis zu sein«, stand da auf einem Blatt dicken grauen Papiers mit gewelltem Rand in energischer, aber gedehnter Handschrift, »möchte ich Sie daran erinnern, dass Sie heute, am 28. April, im Schwurgericht sein müssen und deshalb gar nicht mit uns und Kolosow fahren können, um die Bilder anzuschauen, wie Sie gestern mit dem Ihnen eigenen Leichtsinne versprochen haben; à moins que vous ne soyez disposé à payer à la cour d'assises les 300 roubles d'amende, que vous vous refusez pour votre cheval*, dafür, dass Sie nicht rechtzeitig erschienen sind. Das fiel mir gestern ein, als Sie gerade weggegangen waren. Vergessen Sie es also nicht.

Prinzessin M. Kortschagina«

* essei denn, Sie sind bereit, dem Schwurgericht die 300 Rubel Strafe zu zahlen, die Sie sich für Ihr Pferd versagen.

Auf der Rückseite war hinzugefügt:

»Maman vous fait dire que votre couvert vous attendra jusqu'à la nuit. Venez absolument à quelle heure que cela soit.*

M. K.«

Nechljudow runzelte die Stirn. Das Schreiben war die Fortsetzung jener geschickten Taktik, mit der Prinzessin Kortschagina ihn nun bereits zwei Monate lang bearbeitete, und die darin bestand, ihn mit unmerklichen Fäden immer fester an sich zu binden. Dabei hatte Nechljudow, abgesehen von der üblichen Unentschlossenheit nicht mehr ganz junger und nicht leidenschaftlich verliebter Menschen, vor einer Eheschließung noch einen wichtigen Grund, weshalb er, selbst wenn er sich entschlossen hätte, nicht sogleich einen Antrag machen konnte. Dieser Grund bestand nicht etwa darin, dass er vor zehn Jahren Katjuscha verführt und sitzengelassen hatte, das hatte er vollkommen vergessen und hätte darin auch kein Hindernis für seine Heirat gesehen; der Grund war vielmehr, dass er zu ebendieser Zeit ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau hatte, ein Verhältnis, das zwar von seiner Seite jetzt gelöst war, von ihr aber noch nicht als gelöst angesehen wurde.

Nechljudow war zaghaft mit Frauen, doch gerade diese Zaghaftigkeit hatte in der verheirateten Frau den Wunsch geweckt, ihn zu erobern. Diese Frau war die Ehefrau des Adelsmarschalls jenes Landkreises, zu dessen Wahlen auch Nechljudow fuhr. Und diese Frau nun hatte ihn zu einer Beziehung verleitet, die für ihn mit jedem Tag fesselnder und zugleich abstoßender wurde. Anfangs konnte er der Verführung nicht widerstehen, dann aber sah er sich außerstande, diese Beziehung ohne

* Maman lässt Ihnen sagen, dass Ihr Gedeck Sie bis in die Nacht erwartet. Kommen Sie auf jeden Fall, gleichgültig wann.

ihr Einverständnis abubrechen, weil er sich schuldig vor ihr fühlte. Das also war der Grund, weshalb sich Nechljudow nicht für berechtigt hielt, selbst wenn er gewollt hätte, der Kortschagina einen Heiratsantrag zu machen.

Gerade lag auch ein Brief des Mannes jener Frau auf dem Tisch. Als Nechljudow die Handschrift und den Stempel erblickte, wurde er rot und spürte sofort jene Aufwallung von Energie, die er immer beim Nahen einer Gefahr empfand. Doch seine Erregung war unnötig: Der Mann, Adelsmarschall ebenjenes Kreises, in dem die bedeutendsten Güter Nechljudows lagen, informierte ihn darüber, dass Ende Mai eine außerordentliche Semstwo-Versammlung angesetzt war und dass er Nechljudow bitte, unbedingt zu kommen und in der Versammlung donner un coup d'épaule* bei den anstehenden wichtigen Fragen über Schulen und Zufahrtswege, weil eine starke Gegenwehr der reaktionären Partei zu erwarten sei.

Der Adelsmarschall war ein Liberaler und kämpfte gemeinsam mit einigen Gleichgesinnten gegen die Reaktion, die unter Alexander III. eingesetzt hatte, war von diesem Kampf vollkommen absorbiert und wusste nichts von seinem unglücklichen Familienleben.

Nechljudow erinnerte sich an all die qualvollen Minuten, die er wegen dieses Mannes durchlebt hatte: erinnerte sich, wie er einmal in der Meinung, der Mann habe alles erfahren, sich auf ein Duell mit ihm vorbereitet hatte, in dem er in die Luft zu schießen gedachte, und an die schreckliche Szene mit ihr, als sie in ihrer Verzweiflung in den Garten zum Teich gelaufen war, um sich zu ertränken, und er sie zu suchen eilte. »Ich kann jetzt nicht dorthin fahren und kann nichts unternehmen, solange sie mir nicht antwortet«, dachte Nechlju-

* zu Hilfe kommen.

dow. Vor einer Woche hatte er ihr einen entschlossenen Brief geschrieben, in dem er sich schuldig bekannte und bereit zu jeglicher Art Sühne für seine Schuld, ihre Beziehungen jedoch auch um ihretwillen endgültig für beendet erachte. Auf diesen Brief also erwartete er noch immer eine Antwort. Die Tatsache, dass keine Antwort kam, war teilweise sogar ein gutes Zeichen. Wäre sie mit dem Bruch nicht einverstanden gewesen, sie hätte längst geschrieben oder wäre sogar selbst gekommen, wie sie das früher schon getan hatte. Nechljudow hatte gehört, dass es dort jetzt einen Offizier gab, der ihr den Hof machte, und das quälte ihn mit Eifersucht, zugleich erfreute es ihn aber mit der Aussicht auf Befreiung von der bedrückenden Lüge.

Der andere Brief war vom obersten Verwalter seiner Güter. Der Verwalter schrieb, dass er, Nechljudow, unbedingt selbst kommen müsse, um sich seine Rechte auf das Erbe bestätigen zu lassen, außerdem, um zu entscheiden, wie die Wirtschaft weitergeführt werden solle: so, wie sie bei der Seligen geführt wurde, oder so, wie er das auch schon der seligen Fürstin vorgeschlagen habe und jetzt dem jungen Fürsten vorschlage, nämlich dass man das Inventar vermehren und das gesamte an die Bauern zu verpachtende Land selber bearbeiten solle. Der Verwalter schrieb, eine solche Bewirtschaftung sei wesentlich vorteilhafter. Dabei entschuldigte er sich, dass er sich mit der Übersendung der laut Anweisung zum Ersten des Monats fälligen dreitausend Rubel etwas verspätet habe. Dieses Geld werde mit der nächsten Post geschickt. Er sei mit der Übersendung in Verzug geraten, weil er es auf keine Weise von den Bauern habe einziehen können, deren Pflichtvergessenheit ein solches Maß erreicht hätte, dass er, um sie zu zwingen, sich an die Obrigkeit habe wenden müssen. Dieser Brief war Nechljudow sowohl angenehm als auch unangenehm. Angenehm war es, seine Macht über den großen Besitz

zu spüren, unangenehm war jedoch, dass er in seiner frühen Jugend ein begeisterter Anhänger Herbert Spencers gewesen war und nun, da er selbst Großgrundbesitzer war, besonders von dessen These in »Social Statics« betroffen war, wonach die Gerechtigkeit kein Privateigentum an Land zulasse. Einst hatte er sich mit der Geradlinigkeit und Entschlossenheit der Jugend nicht nur darüber geäußert, dass Land nicht Gegenstand privaten Besitzes sein könne, hatte nicht nur auf der Universität eine Arbeit darüber geschrieben, sondern hatte tatsächlich ein kleines Stück Land (das nicht seiner Mutter, sondern ihm persönlich von seinem Vater vererbt worden war) den Bauern abgegeben, weil er nicht gegen seine Überzeugungen Land besitzen wollte. Jetzt, durch Erbschaft selbst Großgrundbesitzer geworden, musste er eines von beiden tun: entweder auf sein Eigentum verzichten, wie er das vor zehn Jahren in Bezug auf die zweihundert Desjatinen väterlichen Lands getan hatte, oder aber stillschweigend alle seine früheren Gedanken für falsch, für einen Irrweg erklären.

Ersteres konnte er nicht machen, weil er außer dem Land keine Existenzgrundlage hatte. In den Staatsdienst wollte er nicht, aber inzwischen hatte er sich so an ein Leben in Luxus gewöhnt, dass er glaubte, darauf nicht verzichten zu können. Und warum sollte er auch, wo er doch nicht mehr diese Kraft der Überzeugung hatte, nicht mehr diese Entschlossenheit, nicht mehr diese Ruhmsucht und das Bedürfnis, staunen zu machen wie in seiner Jugend. Das Zweite aber – sich lossagen von jenen klaren und unwiderlegbaren Beweisen für das Widerrechtliche des Landbesitzes, die er damals den »Social Statics« von Spencer entnommen und deren glänzende Bestätigung er dann viel später in den Werken von Henry George gefunden hatte – konnte er auf keinen Fall.

Und deshalb war ihm der Brief des Verwalters unangenehm.

IV

Nachdem Nechljudow Kaffee getrunken hatte, ging er in sein Kabinett, um in der Vorladung nachzusehen, wann er im Gericht sein musste, und um eine Antwort an die Prinzessin zu schreiben. Ins Kabinett musste man durch das Atelier gehen. Im Atelier stand eine Staffelei mit einem angefangenen Bild, das umgedreht war, und hingen Studien. Der Anblick des Bildes, mit dem er sich zwei Jahre herumgeschlagen hatte, und der Studien und überhaupt des Ateliers erinnerten ihn an das in letzter Zeit besonders stark empfundene Gefühl seines Unvermögens, in der Malerei weiterzukommen. Zwar erklärte er sich das Gefühl mit einem hypersensiblen ästhetischen Empfinden, dennoch war ihm diese Einsicht äußerst unangenehm.

Vor sieben Jahren hatte er den Dienst quittiert, weil er überzeugt war, zur Malerei berufen zu sein, und von den Höhen künstlerischer Tätigkeit betrachtete er alle anderen Tätigkeiten ein wenig abfällig. Doch nun erwies sich, dass er dazu kein Recht hatte. Und deshalb war jede Erinnerung daran unangenehm. Schweren Herzens betrachtete er all die luxuriösen Utensilien in seinem Atelier und betrat missgestimmt sein Kabinett. Das Kabinett war ein großes, hohes Zimmer mit allen möglichen Dekorationen und Vorrichtungen und jeglichem Komfort.

Gleich fand er im Schubfach des großen Tisches unter *Terminalsachen* die Vorladung, in der es hieß, dass er um elf Uhr im Gericht sein musste. Nechljudow setzte sich, um der Prinzessin ein Billett zu schreiben, er danke für die Einladung und wolle sich bemühen, zum Diner zu kommen. Doch als er das Billett geschrieben hatte, zerriss er es: es war zu intim; er schrieb ein zweites – es war kühl, beinahe beleidigend. Er zerriss auch dieses und drückte einen Knopf an der Wand. Ein alter, mürrisch

dreinschauender rasierter Lakai mit Koteletten erschien in grauer Kalikoschürze in der Tür.

»Bitte, schicken Sie nach dem Droschkenkutscher.«

»Jawohl.«

»Und dann – es wartet jemand von den Kortschagins – sagen Sie, dass ich danke und mich bemühe zu kommen.«

»Jawohl.«

»Es ist zwar unhöflich, aber ich kann nicht schreiben. Sowieso sehe ich sie ja heute«, dachte Nechljudow und ging sich anziehen.

Als er dann auf die Vortreppe kam, erwartete ihn bereits die bekannte Droschke mit den Gummireifen.

»Gestern, da waren Sie gerade weggefahren vom Fürsten Kortschagin«, sagte der Kutscher und drehte seinen kräftigen sonnengebräunten Hals im weißen Hemdenkragen ein wenig herum, »da komm ich, und der Portier sagt: ›Soeben weg.««

»Selbst die Droschkenkutscher wissen von meinen Beziehungen zu den Kortschagins«, dachte Nechljudow, und vor ihm stand die ungelöste Frage, die ihn in letzter Zeit ständig beschäftigte: Sollte er oder sollte er nicht die Kortschagina heiraten; und wie die meisten Fragen, die sich ihm zu der Zeit stellten, konnte er sie einfach nicht lösen, weder in der einen noch in der anderen Richtung.

Zugunsten einer Heirat generell sprach erstens, dass die Ehe, abgesehen von den Annehmlichkeiten eines heimischen Herdes, die Möglichkeit eines sittlichen Lebens bot, indem sie das Unrechte am Geschlechtsleben beseitigte; zweitens, und was sich Nechljudow vor allem davon erhoffte, dass eine Familie, Kinder seinem jetzt inhaltslosen Leben einen Sinn geben würden. Das sprach für die Heirat generell. Gegen eine Heirat aber stand erstens die allen nicht mehr jungen Junggesellen gemeinsame Furcht vor dem Verlust der Freiheit und

zweitens unbewusst auch die Furcht vor dem geheimnisvollen Wesen Frau.

Doch zugunsten speziell einer Heirat mit Missi (die Kortschagina hieß Marija, und wie in allen Familien bestimmter Kreise gab man ihr diesen Spitznamen) sprach erstens die Tatsache, dass sie aus einem guten Stall kam und sich in allem, von der Kleidung bis zur Art zu sprechen, zu gehen, zu lachen, vor einfachen Menschen nicht durch etwas Außergewöhnliches hervortat, sondern durch ihren »Anstand« – er wusste keinen besseren Ausdruck für diese Eigenschaft, auf die er großen Wert legte; zweitens aber auch, dass sie ihn höher schätzte als alle anderen Menschen, also, nach seinen Begriffen, ihn verstand. Und dieses Verständnis für ihn, das heißt die Anerkennung seiner hochstehenden Werte, galten ihm als Beweis für ihre Intelligenz und ihr treffendes Urteil. Gegen eine Heirat mit Missi sprach aber erstens, dass man sicherlich ein Mädchen mit wesentlich mehr Vorzügen als Missi hätte finden können, welches folglich seiner würdiger wäre, und zweitens, dass Missi siebenundzwanzig Jahre alt war und deshalb vermutlich bereits früher Liebesbeziehungen gehabt hatte – und dieser Gedanke war quälend für Nechljudow. Sein Stolz konnte sich nicht damit abfinden, dass sie – und sei es in der Vergangenheit – vermocht haben könnte, nicht ihn zu lieben. Natürlich hatte sie nicht wissen können, dass sie ihm begegnen würde, doch allein der Gedanke, dass sie jemanden hätte vorher lieben können, kränkte ihn.

So gab es also ebenso viele Argumente dafür wie auch dagegen; zumindest ihrer Stärke nach waren diese Argumente gleich, und Nechljudow nannte sich im Spott über sich selber Buridans Esel. Und doch blieb er es auch, weil er nicht wusste, zu welchem der beiden Heubündel er sich wenden sollte.

›Eigentlich, ohne Antwort von Marja Wassiljewna

(der Frau des Adelsmarschalls) und ohne endgültig Schluss gemacht zu haben, kann ich ja gar nichts unternehmen«, sagte er sich.

Und dieses Bewusstsein, dass er die Entscheidung noch hinauszögern konnte und musste, war ihm angenehm.

»Überhaupt will ich das alles später überlegen«, sagte er sich, als seine Droschke bereits geräuschlos zur asphaltierten Auffahrt des Gerichts rollte.

»Jetzt heißt es, gewissenhaft, wie ich stets handele und es sich meiner Ansicht nach gehört, die gesellschaftliche Pflicht erfüllen. Zudem ist das ja häufig auch interessant«, sagte er sich und ging am Portier vorbei in die Vorhalle des Gerichts.

V

In den Gängen des Gerichts herrschte bereits heftiges Getriebe, als Nechljudow eintrat.

Wachen liefen rasch, manchmal sogar im Trab, ohne die Füße zu heben, schlurfend, keuchend, mit Aufträgen und Akten hin und her. Gerichtsbeamte, Anwälte, Richter eilten bald hierhin, bald dorthin, Bittsteller oder nicht unter Wache stehende Angeklagte drückten sich ängstlich an den Wänden entlang oder saßen abwartend da.

»Wo ist das Bezirksgericht?« fragte Nechljudow eine der Wachen.

»Welches meinen Sie? Es gibt eine Zivilrechtsabteilung, es gibt ein Appellationsgericht.«

»Ich bin Schöffe.«

»Dann die Strafrechtsabteilung. Hätten Sie gleich sagen sollen. Hier nach rechts, dann nach links und die zweite Tür.«

Nechljudow folgte dem Hinweis.

An der genannten Tür standen zwei Männer und warteten: der eine ein hochgewachsener dicker Kaufmann, ein leutseliger Mann, der offensichtlich gut gegessen und getrunken hatte und bester Laune war; der andere ein Handelsgehilfe jüdischer Herkunft. Sie unterhielten sich über den Preis von Wolle, als Nechljudow zu ihnen trat und fragte, ob hier das Zimmer der Geschworenen sei.

»Hier, mein Herr, hier. Ah, sind auch einer von uns, ein Schöffe?« fragte der leutselige Kaufmann und zwinkerte ihm belustigt zu. »Na dann wollen wir uns also gemeinsam bemühen«, fuhr er auf die bestätigende Antwort Nechljudows hin fort, »Baklaschow von der zweiten Gilde« sagte er dann und reichte seine weiche, große, nicht zusammenzudrückende Hand, »bemühen sollte man sich. Und mit wem habe ich das Vergnügen?«

Nechljudow stellte sich vor und ging dann ins Zimmer der Geschworenen.

In dem kleinen Geschworenenzimmer hatten sich bereits zehn Personen unterschiedlichster Art eingefunden. Alle waren gerade erst gekommen, einige hatten sich gesetzt, andere gingen herum, beäugten einander oder machten sich bekannt. Da gab es einen verabschiedeten Militär in Uniform, andere trugen Gehrock oder Jacke, nur einer die lange Poddjowka.

Allen war anzusehen – obgleich es doch einige von ihren Geschäften losriss, eine Belastung war, wie sie sagten –, allen war anzusehen, dass sie eine gewisse Befriedigung in dem Bewusstsein empfanden, eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe zu erfüllen.

Und so unterhielten sich die Geschworenen miteinander – die einen machten sich bekannt, die anderen mutmaßten nur, wer hier wer war –, redeten über das Wetter, den frühen Frühling, über die anstehenden Prozesse. Wer sich noch nicht vorgestellt hatte, eilte, Nechljudow kennenzulernen, hielt das offenbar für eine be-

sondere Ehre. Und Nechljudow, wie immer unter ihm unbekanntem Menschen, nahm das selbstverständlich als ihm gebührend entgegen. Hätte man ihn gefragt, weshalb er sich für höherstehend als die meisten Menschen hielt, er hätte nicht antworten können, denn sein ganzes Leben wies keinerlei besondere Vorzüge auf. Auch dass er gut Englisch, Französisch und Deutsch sprach, dass er Wäsche, Kleidung, Krawatten und Manschettenknöpfe von den ersten Lieferanten trug, konnte keineswegs als Grund für die Anerkennung seiner Überlegenheit dienen – wie er selber einsah. Indessen war ihm diese seine Überlegenheit nie zweifelhaft, die ihm erwiesenen Zeichen des Respekts nahm er als ihm gebührend entgegen, und es hätte ihn beleidigt, hätte es sie nicht gegeben. Doch ausgerechnet im Zimmer der Geschworenen musste er dieses unangenehme Gefühl ihm erwiesener Geringschätzung erfahren. Unter den Geschworenen fand sich ein Bekannter Nechljudows. Das war Pjotr Gerassimowitsch (Nechljudow hatte seinen Nachnamen nie gekannt und sich sogar ein wenig damit gebrüstet, dass er ihn nicht kannte), der ehemalige Lehrer der Kinder seiner Schwester. Dieser Pjotr Gerassimowitsch hatte ein Studium absolviert und war jetzt Lehrer am Gymnasium. Er war Nechljudow immer unerträglich gewesen mit seiner plumpen Vertraulichkeit, seinem selbstgefälligen Gelächter, überhaupt seinem »kommunen Gehabe«, wie Nechljudows Schwester zu sagen pflegte.

»Ah – auch Sie hier«, mit lautem Lachen begrüßte er Nechljudow. »Haben sich nicht gedrückt?«

»Ich dachte gar nicht daran, mich zu drücken«, sagte Nechljudow streng und missgelaunt.

»Na, das ist die Bürgertugend. Aber warten Sie ab, wie man Sie noch hungern lässt und vom Schlafen abhält, dann reden Sie anders!« sagte Pjotr Gerassimowitsch und lachte noch lauter.

›Dieser Popensohn, gleich wird er mich noch duzen‹, dachte Nechljudow, und auf seinem Gesicht erschien eine Traurigkeit, die man nur dann hätte natürlich nennen können, wenn er gerade vom Tod sämtlicher Verwandter erfahren hätte; er wandte sich ab und ging zu einer Gruppe, die sich um einen hochgewachsenen, imposanten glattrasierten Herrn gebildet hatte, der lebhaft etwas erzählte. Dieser Herr sprach von einem Prozess, der gerade im Zivilgericht lief, als von einem ihm wohlbekannten Fall, nannte Richter und berühmte Anwälte mit Vor- und Vatersnamen. Er erzählte von der erstaunlichen Wende, die der bekannte Anwalt dem Prozess hatte geben können, wonach die eine Seite, eine alte Dame, obgleich vollkommen im Recht, der gegnerischen Seite für nichts und wieder nichts werde viel Geld zahlen müssen.

›Ein genialer Anwalt!‹ sagte er.

Man hörte ihm ehrfurchtsvoll zu, einige versuchten, etwas dazu zu bemerken, aber er fuhr ihnen über den Mund, als könne nur er allein wissen, wie es wirklich war.

Obgleich Nechljudow so spät gekommen war, musste er lange warten. Der Prozess wurde durch einen immer noch nicht erschienenen Beisitzer des Gerichts aufgehalten.

VI

Der Vorsitzende war früh ins Gericht gekommen. Der Vorsitzende war ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit großem ergrauendem Backenbart. Er war verheiratet, führte jedoch ein recht lockeres Leben, genau wie seine Frau. Sie störten einander nicht. Heute Morgen hatte er ein Briefchen von der kleinen Schweizer Gouvernante bekommen, die im Sommer bei ihnen im

Haus gelebt hatte und jetzt auf der Durchreise vom Süden nach Petersburg war, sie erwarte ihn in der Stadt im Hotel »Italia« zwischen drei und sechs Uhr. Und deshalb wollte er die heutige Sitzung früher beginnen und beenden, um noch rechtzeitig vor sechs diesen Rotschopf Klara Wassiljewna besuchen zu können, mit der er voriges Jahr im Landhaus eine Affäre begonnen hatte.

In seinem Arbeitszimmer ließ er die Tür zuschnappen, holte aus dem Aktenschrank vom unteren Bord zwei Hanteln und machte zwanzig Bewegungen nach oben, nach vorn, zur Seite und nach unten, um danach dreimal leicht in die Hocke zu gehen und die Hanteln dabei über dem Kopf zu halten.

»Nichts hält so gesund wie ein Wasserguss und Gymnastik«, dachte er, während seine Linke mit dem goldenen Ring am Ringfinger den angespannten Bizeps am rechten Arm betastete. Ihm blieb noch das Muline (diese beiden Übungen machte er immer vor dem langen Sitzen in der Verhandlung), als an der Tür gerüttelt wurde. Jemand wollte sie öffnen. Hastig legte der Vorsitzende die Hanteln an ihren Platz und machte auf.

»Pardon«, sagte er.

Ins Zimmer kam einer der Beisitzer, ein kleiner Mann mit goldener Brille, hochgezogenen Schultern und mürrischem Gesicht.

»Wieder ist Matwej Nikititsch nicht da«, sagte er unzufrieden.

»Noch nicht«, entgegnete der Vorsitzende während er die Uniform überzog. »Er kommt immer zu spät.«

»Merkwürdig, dass er sich nicht schämt«, sagte der Beisitzer, nahm ärgerlich Platz und griff nach den Zigaretten.

Dieser Beisitzer, ein sehr akkurater Mann, war am Morgen mit seiner Frau aneinandergeraten, denn sie hatte das ihr für den Monat zugeteilte Geld vorzeitig

ausgegeben. Sie hatte um Vorschuss gebeten, doch er hatte gesagt, dass er nicht abweichen werde von seinem Standpunkt. Es gab eine Szene. Die Frau sagte, wenn es so stünde, gebe es eben kein Diner, dann solle er bloß kein Essen zu Hause erwarten. Damit war er weggefahren und fürchtete jetzt, sie werde ihre Drohung wahr machen, denn von ihr konnte man alles erwarten. »Da lebst du anständig, ein moralisches Leben«, dachte er, während er den strahlend gesunden, heiteren und gutmütigen Vorsitzenden ansah, der, die Ellenbogen weit gespreizt, mit seinen schönen weißen Händen den dichten und langen ergrauenden Backenbart zu beiden Seiten seines gestickten Kragens ordnete, »und er ist immer zufrieden und heiter, während ich mich abquälen muss«.

Der Sekretär kam herein und brachte Prozessakten.

»Besten Dank«, sagte der Vorsitzende und zündete sich eine Zigarette an. »Welchen Fall nehmen wir als Erstes dran?«

»Ich denke doch, den Giftmord«, sagte scheinbar gleichgültig der Sekretär.

»Na gut, dann also diesen Giftmord«, meinte der Vorsitzende, der sich überlegte, dass das ein Fall war, den man bis vier Uhr abschließen könnte, und dann werde er wegfahren. »Und ist Matwej Nikititsch da?«

»Noch immer nicht.«

»Aber Brewe ist da?«

»Ja«, antwortete der Sekretär.

»Dann sagen Sie ihm, wenn Sie ihn sehen, dass wir mit dem Giftmord beginnen.«

Brewe war der stellvertretende Staatsanwalt, der bei dieser Verhandlung anzuklagen hatte.

Auf dem Gang traf der Sekretär Brewe. Der lief, die Schultern hochgezogen, die Uniform aufgeknöpft, mit einer Mappe unterm Arm, rasch, fast im Laufschrift, mit hämmernden Absätzen, den freien Arm so schwen-

kend, dass die Handfläche senkrecht zu seiner Laufrichtung stand, durch den Gang.

»Michail Petrowitsch lässt fragen, ob Sie bereit sind«, fragte ihn der Sekretär.

»Selbstverständlich, ich bin stets bereit«, sagte der stellvertretende Staatsanwalt. »Welches ist der erste Fall?«

»Der Giftmord.«

»Ausgezeichnet«, sagte der stellvertretende Staatsanwalt, der das überhaupt nicht ausgezeichnet fand: er hatte nämlich die ganze Nacht nicht geschlafen. Sie hatten einen Kollegen verabschiedet, viel getrunken und bis zwei Uhr nachts gespielt und waren dann zu den Frauen gefahren, in dasselbe Haus, in dem noch vor sechs Monaten die Maslowa gelebt hatte, so dass er gerade die Prozessakten über den Giftmord nicht mehr hatte durchlesen können und jetzt überfliegen wollte. Der Sekretär aber hatte absichtlich, weil er wusste, dass der Staatsanwalt die Akten über den Giftmord nicht gelesen hatte, dem Vorsitzenden vorgeschlagen, ihn als Erstes zu verhandeln. Der Sekretär war ein Mann liberaler, ja radikaler Denkungsart. Brewe hingegen war konservativ und wie alle in Russland dienenden Deutschen der Orthodoxie besonders ergeben; der Sekretär mochte ihn nicht und beneidete ihn um seine Stelle.

»Und der Prozess über die Skopzen?« fragte der Sekretär.

»Ich habe gesagt, dass ich nicht kann«, sagte der stellvertretende Staatsanwalt, »weil keine Zeugen da sind, genau so werde ich es auch dem Gericht erklären.«

»Aber das ist doch egal.«

»Ich kann nicht«, sagte der stellvertretende Staatsanwalt und lief, wieder den Arm schwenkend, in sein Arbeitszimmer.

Er wollte den Prozess über die Skopzen wegen des fehlenden, vollkommen belanglosen und für den Pro-

zess auch unnötigen Zeugen nur deshalb verschieben, weil dieser Prozess, wenn er vor einem Gericht verhandelt würde, wo die Geschworenen intelligente Menschen waren, mit einem Freispruch enden könnte. Doch aufgrund einer Vereinbarung mit dem Vorsitzenden sollte dieser Prozess an die Sitzung der Kreisstadt überwiesen werden, wo mehr Bauern sein würden und daher eher Chancen für einen Schuldspruch bestünden.

Das Getriebe im Gang wurde immer lebhafter. Die meisten Menschen drängten sich beim Saal der zivilrechtlichen Abteilung, wo der Prozess lief, über den der stattliche Herr und Liebhaber von Gerichtsprozessen den Geschworenen berichtet hatte. In der Pause kam dieselbe Alte aus dem Saal, der der geniale Anwalt ihr Vermögen hatte wegnehmen können zugunsten eines gewieften Geschäftsmanns, der nicht das geringste Anrecht auf dieses Vermögen hatte – was selbst die Richter wussten, und umso mehr der Kläger und sein Anwalt; doch die hatten einen solchen Schachzug ausgeheckt, dass es unmöglich war, der Alten nicht ihr Vermögen wegzunehmen und es nicht dem Geschäftsmann zu übergeben. Die Alte war eine dicke Frau in eleganter Kleidung und mit riesengroßen Blumen auf ihrem Hut. Sie kam aus der Tür heraus und blieb im Gang stehen, hob immer wieder die dicken kurzen Arme und sagte: »Was soll nur werden? Seien Sie so gut! Was soll werden?« an ihren Anwalt gewandt. Der fixierte die Blumen auf ihrem Hut und hörte sie nicht an, suchte etwas zu begreifen.

Nach der Alten kam der berühmte Anwalt geschäftig aus dem Saal der zivilrechtlichen Abteilung, strahlend mit weißer Hemdenbrust und selbstgefälliger Miene, derselbe, der es so hingedreht hatte, dass die Alte mit den Blumen mittellos blieb, während der Geschäftsmacher, der ihm zehntausend Rubel gegeben hatte, über hunderttausend bekam. Aller Augen richteten sich auf

ihn, was er spürte und mit seinem ganzen Auftreten zu sagen schien: »Ergebnisadressen sind vollkommen unnötig!«, und rasch an allen vorbeilief.

VII

Endlich war auch Matwej Nikititsch eingetroffen, und ins Zimmer der Geschworenen kam ein Gerichtsbeamter, ein hagerer Mann mit langem Hals und schiefem Gang sowie ebenfalls schief vorgeschobener Unterlippe.

Dieser Beamte war ein rechtschaffener Mann mit Universitätsbildung, der sich jedoch an keiner Stelle behaupten konnte, denn er war Quartalsäufel. Vor drei Monaten hatte ihm eine Gräfin, Gönnerin seiner Frau, diese Stelle verschafft, und bisher hatte er sich halten können und freute sich darüber.

»Wie stehts, meine Herren, sind alle da?« fragte er und setzte sein Pincenez auf, um hindurchzuschauen.

»Es sieht so aus«, sagte der fröhliche Kaufmann.

»Dann wollen wirs mal überprüfen«, sagte der Beamte, holte eine Liste aus seiner Tasche und begann aufzurufen, wobei er die Aufgerufenen mal über, mal durch sein Pincenez anschaute.

»Staatsrat I. M. Nikiforow.«

»Das bin ich«, sagte der stattliche Herr, der sich bei den Prozessen so gut auskannte.

»Oberst im Ruhestand Iwan Semjonowitsch Iwanow.«

»Hier«, ließ sich der hagere Mann in der Rentiersuniform hören.

»Kaufmann der zweiten Gilde Pjotr Baklaschow.«

»Zur Stelle«, sagte der gutmütige Kaufmann und lachte aus vollem Hals. »Und bereit!«

»Gardeleutnant Fürst Dmitri Nechljudow.«

»Ja«, antwortete Nechljudow.

Der Gerichtsbeamte verbeugte sich besonders höflich und zuvorkommend, wobei er übers Pincenez hinwegschaute, als wolle er Nechljudow dadurch vor den anderen auszeichnen.

»Hauptmann Juri Dmitrijewitsch Dantschenko, Kaufmann Grigori Jefimowitsch Kuleschow«, usw. usw.

Mit Ausnahme von zweien waren sie vollzählig.

»Jetzt, meine Herren, bitte in den Gerichtssaal«, sagte der Gerichtsbeamte und wies mit einladender Geste zur Tür.

Es erfolgte der allgemeine Aufbruch, man begab sich, einander den Vortritt lassend, in den Gang und von dort in den Sitzungssaal.

Der Gerichtssaal war ein großer, länglicher Raum, dessen eines Ende von einem Podest gebildet wurde, zu dem drei Stufen hinaufführten. In der Mitte dieses Podests stand ein Tisch, über den ein grünes Tuch mit dunkleren grünen Fransen gebreitet war. Dahinter standen drei Lehnstühle mit hohen geschnitzten Eichenlehnen, und hinter diesen Stühlen hing in einem Goldrahmen das imposante Porträt eines Generals in voller Größe, in Uniform und mit Schärpe, das eine Bein hatte er etwas ausgestellt und hielt sich an seinem Säbel fest. In der rechten Ecke hing ein Schrein mit der Ikone »Christus im Dornenkranz«, davor befand sich das Analogion, und ebenfalls rechts stand das Schreibpult des Staatsanwalts. Auf der linken Seite, dem Schreibpult gegenüber, stand hinten das Tischchen des Sekretärs, näher zum Publikum gab es ein gedrechseltes Eichengitter und dahinter die noch nicht besetzte Bank für die Angeklagten. Rechts auf dem Podest standen in zwei Reihen die Stühle für die Geschworenen, ebenfalls mit hohen Rückenlehnen, unten die Tische für die Anwälte. All das befand sich im vorderen Teil des Saals, der durch das Gitter zweigeteilt war. Im hinteren Teil standen lau-

ter Bänke, die, eine Reihe immer höher als die andere, bis zur hinteren Wand reichten. Auf den vorderen Bänken in diesem Teil des Saals saßen vier Frauen, wohl Fabrikarbeiterinnen oder Stubenmädchen, und zwei Männer, ebenfalls Arbeiter, offensichtlich erdrückt von der prunkvollen Ausstattung des Saals, weshalb sie ängstlich miteinander flüsterten.

Bald nach den Geschworenen trat mit seinem schiefen Gang der Gerichtsbeamte heraus in die Mitte des Saals und rief mit Donnerstimme, als wolle er die Anwesenden erschrecken:

»Das Hohe Gericht!«

Alle erhoben sich, als die Richter auf das Podest austraten: der Vorsitzende mit seinen Muskeln und dem prächtigen Backenbart; dann der finstere Beisitzer mit der goldenen Brille, der jetzt noch finsterner war, weil er unmittelbar vor der Verhandlung seinen Schwager getroffen hatte, einen Kandidaten des Gerichts, der ihm mitgeteilt hatte, er sei bei seiner Schwester gewesen, und die habe ihm erklärt, es werde kein Diner geben.

»So dass wir wohl in die Kneipe gehen müssen«, hatte der Schwager lachend gesagt.

»Das ist überhaupt nicht komisch«, antwortete der finstere Beisitzer und wurde noch finsterner.

Und schließlich der dritte Beisitzer, derselbe Matwej Nikititsch, der sich immer verspätete; das war ein bärtiger Mann mit großen, gutmütigen, schlaffen Augen. Dieser Beisitzer litt an Magenkatarrh und hatte auf Anraten seines Arztes mit dem heutigen Morgen eine neue Kur begonnen, und diese neue Kur hatte ihn jetzt noch länger als gewöhnlich zu Hause aufgehalten. Als er jetzt auf das Podest stieg, wirkte er äußerst konzentriert, weil er nämlich die Angewohnheit hatte, mit allen möglichen Mitteln Vorzeichen zu ersinnen auf Fragen, die er sich stellte. Diesmal hatte er sich ausgedacht, wenn sich die Zahl seiner Schritte von der Tür seines Arbeits-

zimmers bis zu seinem Stuhl restlos durch drei teilen ließe, dann würde ihn die neue Kur von dem Katarrh heilen, ließe sie sich nicht teilen, dann eben nicht. Es waren sechsundzwanzig Schritte, doch er machte noch ein winziges Schrittden und kam genau mit dem siebenundzwanzigsten zu seinem Sitz.

Die Figuren des Vorsitzenden und seiner Beisitzer, die da in ihren Uniformen mit den goldbestickten Kragen das Podest bestiegen hatten, waren imponierend. Sie empfanden das selbst, und als mache sie die eigene Größe verlegen, senkten alle drei schleunigst bescheiden die Blicke und nahmen Platz auf ihren geschnitzten Lehnstühlen hinter dem Tisch mit dem grünen Tuch; dort standen ein dreieckiges Instrument mit einem Adler sowie Glasgefäße, wie man sie gewöhnlich zum Aufbewahren von Konfekt aufs Buffet stellt, ein Tintenfass, daneben lagen Federn, sauberes Papier und frisch gespitzte Bleistifte verschiedener Größe.

Mit den Richtern kam auch der stellvertretende Staatsanwalt herein. Er ging ebenso hastig, mit der Mappe unterm Arm und genauso den Arm schwenkend, zu seinem Platz beim Fenster und vertiefte sich sofort in die Lektüre und Durchsicht der Akten, jede Minute nutzend, um sich auf den Prozess vorzubereiten. Dieser Staatsanwalt plädierte gerade erst zum vierten Mal. Er war sehr ehrgeizig und fest entschlossen, Karriere zu machen, weshalb er es für unumgänglich hielt, in allen Prozessen, in denen er Anklage erhob, auch einen Schuldspruch zu erwirken. Über den Giftmord wusste er das Wesentliche in groben Zügen und hatte sich bereits den Plan für sein Plädoyer erstellt, doch brauchte er noch ein paar Fakten, die er sich jetzt rasch aus den Akten ausschrieb.

Der Sekretär saß am gegenüberliegenden Ende des Podests, und nachdem er alle Akten vorbereitet hatte, die zur Verlesung in Frage kommen konnten, sah er sich

einen verbotenen Artikel durch, den er gestern aufgetrieben und gelesen hatte. Er wollte über diesen Artikel mit dem Beisitzer mit dem großen Bart sprechen, der seine Ansichten teilte, und so wollte er sich vor dem Gespräch mit ihm vertraut machen.

VIII

Der Vorsitzende schaute die Akten durch, stellte dem Gerichtsbeamten und dem Sekretär ein paar Fragen, und als er bestätigende Antworten erhalten hatte, ordnete er an, die Angeklagten hereinzuführen. Sogleich ging die Tür hinter dem Gitter auf, und herein kamen in wattierten Mützen und mit blankem Säbel zwei Gendarmen, hinter ihnen als Erstes ein Angeklagter, ein rothaariger Mann mit Sommersprossen, dann zwei Frauen. Der Mann trug einen Gefängniskittel, der viel zu weit und lang für ihn war. Beim Eintreten in den Gerichtssaal hielt er die Hände mit krampfhaft abgespreizten Daumen an der Hosennaht, um in dieser Haltung auch die herunterrutschenden, viel zu langen Ärmel festzuhalten. Er beäugte, ohne die Richter und das Publikum zu beachten, aufmerksam die Bank und ging um sie herum. Dann setzte er sich akkurat an den Rand, um den anderen Platz zu lassen, starrte den Vorsitzenden an und bewegte, als flüstere er etwas, seine Backenmuskeln. Hinter ihm trat eine ältere Frau ein, ebenfalls in Gefängniskittel. Um ihren Kopf hatte sie ein Gefängniskopftuch gebunden, ihr Gesicht war grauweiß, ohne Brauen und Wimpern, aber mit roten Augen. Diese Frau wirkte vollkommen ruhig. Als sie an ihren Platz ging, blieb ihr Kittel hängen, worauf sie ihn sorgfältig, ohne Eile, losmachte und sich setzte.

Die dritte Angeklagte war die Maslowa.

Kaum trat sie ein, als die Augen sämtlicher Männer

im Saal sich auf sie richteten und lange nicht abwenden von ihrem weißen Gesicht mit den schwarzglänzenden Augen und dem unter dem Kittel sich wölbenden hohen Busen. Selbst der eine Gendarm, an dem sie vorbeiging, schaute sie an, ohne den Blick zu senken, solange sie vorbeiging und sich setzte, um sich dann, als bekenne er sich schuldig, hastig abzuwenden, sich aufzurichten und auf das Fenster direkt vor ihm zu starren.

Der Vorsitzende wartete, während die Angeklagten ihre Plätze einnahmen, und sowie die Maslowa sich gesetzt hatte, sagte er etwas zum Sekretär.

Es begann die übliche Prozedur: Man zählte die Geschworenen nach, beriet über die Nichterschienenen, legte die Strafen für sie fest, entschied über diejenigen, die um Urlaub gebeten hatten, und bestimmte Ersatzschöffen für die Abwesenden. Danach faltete der Vorsitzende kleine Zettel zusammen, legte sie in das Glasgefäß, schob die gestickten Ärmel seiner Uniform ein wenig hoch, wobei er seine stark behaarten Arme entblößte, nahm dann mit den Gesten eines Taschenspielers einen Zettel nach dem anderen wieder heraus, entfaltete und las ihn. Dann zog er die Ärmel wieder herunter und forderte den Priester auf, die Vereidigung der Geschworenen vorzunehmen.

Der Priester, ein Alterchen mit aufgedunsenem gelblich bleichem Gesicht, im braunen Priesterrock, mit einem goldenen Kreuz auf der Brust und einem kleinen, seitlich am Rock befestigten Orden, trat, seine geschwollenen Beine unter dem Rock langsam vorwärtsbewegend, zum Analogion unter der Ikone.

Die Geschworenen erhoben sich und rückten drängelnd zum Analogion vor.

»Bemühen Sie sich hierher«, murmelte der Priester und betastete, während er das Nahen aller Geschworenen erwartete, mit seiner rundlichen Hand das Kreuz auf seiner Brust.

Dieser Priester verrichtete sein Amt seit sechsundvierzig Jahren und beabsichtigte sein Jubiläum in drei Jahren genauso zu feiern, wie es vor kurzem der Oberpriester der Kathedrale gefeiert hatte. Im Kreisgericht diente er seit der Öffnung der Gerichte und war sehr stolz, dass er einige zehntausend Personen vereidigt hatte und dass er in seinem vorgerückten Alter weiterhin tätig war, zum Wohle von Kirche, Vaterland und seiner Familie, der er außer einem Haus ein Kapital von nicht weniger als dreißigtausend Rubel in Wertpapieren hinterlassen würde. Die Tatsache, dass seine Arbeit bei Gericht, die darin bestand, Menschen den Eid auf das Evangelium abzunehmen, in dem doch der Eid gerade verboten ist, keine gute Arbeit war, kam ihm nie in den Sinn, er war davon nicht nur nicht bedrückt, sondern liebte diese gewohnte Beschäftigung, weil er dabei häufig gutsituierten Herren begegnete. Jetzt hatte er sich nicht ohne Vergnügen mit dem berühmten Anwalt bekannt gemacht, der ihm dadurch großen Respekt einflößte, dass er allein für den Prozess der alten Frau mit den riesigen Blumen auf dem Hut zehntausend Rubel bekommen hatte.

Als die Geschworenen alle über die Stufen auf das Podest gestiegen waren, beugte der Priester seinen kahlen grauen Kopf zur Seite, schob ihn durch das speckige Loch im Epitrachilion, strich sich die dünnen Haare glatt und wandte sich an die Geschworenen.

»Heben Sie die rechte Hand, und halten Sie die Finger so wie ich hier«, sagte er langsam mit seiner Greisenstimme, hob die rundliche Hand mit den Grübchen über jedem Finger und hielt die drei ersten Finger zusammen. »Jetzt sprechen Sie mir nach«, sagte er und begann: »Ich gelobe und schwöre bei Gott, dem Allmächtigen, vor seinem heiligen Evangelium und dem lebenspendenden Kreuze des Herrn, dass in dem Prozess, in dem ...«, und machte nach jedem Satz eine

Pause. »Nehmen Sie nicht die Hand runter, halten Sie sie so«, sagte er zu einem jungen Mann, der die Hand gesenkt hatte, »dass in dem Prozess, in dem ...«

Der stattliche Herr mit Backenbart, der Oberst, der Kaufmann und einige andere hielten die Hände mit den zusammengelegten Fingern, wie das der Priester verlangte, sehr entschlossen hoch, gleichsam mit besonderem Vergnügen, andere gleichsam ungerne und unentschlossen. Die einen wiederholten die Worte allzu laut, gleichsam trotzig und mit dem Ausdruck »Und ich werde dennoch, werde sprechen«, andere wiederum flüsterten nur, blieben hinter dem Priester zurück, um ihn dann, gleichsam erschrocken, nicht mehr rechtzeitig einzuholen; die einen hielten demonstrativ ihre Finger ganz fest zusammen, als fürchteten sie, etwas fallen zu lassen, die anderen lösten sie und nahmen sie dann wieder zusammen. Allen war es peinlich, nur der alte Priester war zweifellos überzeugt, dass er etwas sehr Nützliches und Wichtiges verrichtete. Nach dem Eid schlug der Vorsitzende den Geschworenen vor, einen Obmann zu wählen. Die Schöffen erhoben sich und begaben sich drängelnd in das Beratungszimmer, wo sie fast alle sogleich nach ihren Zigaretten griffen und zu rauchen begannen. Jemand schlug den stattlichen Herrn als Obmann vor, und alle stimmten sofort zu, drückten ihre Zigarettenkippen aus und kehrten in den Gerichtssaal zurück. Der gewählte Obmann eröffnete dem Vorsitzenden, wer zum Obmann gewählt sei, dann nahmen alle, einander über die Füße steigend, in den zwei Reihen auf ihren Stühlen mit den hohen Lehnen Platz.

Alles ging ohne Verzögerung, rasch und nicht ohne Feierlichkeit, und dies Korrekte, Konsequente und Feierliche bereitete den Beteiligten offensichtlich Vergnügen, denn es bestätigte sie in ihrem Bewusstsein, dass sie eine ernste und wichtige gesellschaftliche Aufgabe erfüllten. So empfand auch Nechljudow.

Sowie die Geschworenen Platz genommen hatten, hielt ihnen der Vorsitzende eine Rede über ihre Rechte, Pflichten und Verantwortlichkeiten. Während er sprach, wechselte er ständig seine Pose: mal stützte er sich auf den rechten, dann auf den linken Arm, dann gegen die Rückenlehne, dann auf die Armstützen, mal legte er die Papiere gerade, mal strich er übers Papiermesser, mal betastete er den Bleistift.

Die Rechte der Geschworenen bestanden seinen Worten nach darin, dass sie den Angeklagten durch den Vorsitzenden Fragen stellen durften, dass sie Papier und Bleistift haben und die Beweisstücke begutachten durften. Ihre Pflicht war es, nicht falsch, sondern gerecht zu urteilen. Ihre Verantwortlichkeit aber bestand darin, dass sie im Falle der Nichteinhaltung des Beratungsgeheimnisses und der Aufnahme von Beziehungen zu Außenstehenden einer Bestrafung unterzogen würden.

Alle hörten mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit zu. Der Kaufmann, der den Geruch von Alkohol um sich herum verströmte und jegliches geräuschvolle Aufstoßen zu unterdrücken suchte, nickte billigend bei jedem Satz.

IX

Als der Vorsitzende seine Rede beendet hatte, wandte er sich an die Angeklagten.

»Simon Kartinkin, stehen Sie auf«, sagte er.

Aufgeregt sprang Simon auf. Seine Backenmuskeln bewegten sich noch schneller.

»Ihr Name?«

»Simon Petrow Kartinkin«, sagte er schnell mit knatternder Stimme, offenbar bereits vorbereitet auf die Antwort.

»Ihr Stand?«

»Bauern.«

»Von welchem Gouvernement, welchem Kreis?«

»Gouvernement Tula, Kreis Krapiwna, Gebiet Kupjansk, Dorf Borki.«

»Wie alt sind Sie?«

»Das Vierunddreißigste, geboren achtzehnhundert ...«

»Welchen Glaubens?«

»Wir sind russischen Glaubens, rechtgläubig.«

»Verheiratet?«

»Nein, nein, gar nicht.«

»Wo beschäftigt?«

»Wir haben im Gasthaus »Mawritanija« auf der Etage gearbeitet.«

»Waren Sie früher schon mal vor Gericht?«

»Niemals, weil, wie wir früher gelebt haben ...«

»Nie vor Gericht früher?«

»Gott behüte, niemals.«

»Eine Kopie der Anklageschrift haben Sie erhalten?«

»Haben wir.«

»Setzen Sie sich. Jewfimija Iwanowna Botschkowa«, damit wandte sich der Vorsitzende an die nächste Angeklagte.

Doch Simon blieb weiter stehen und verdeckte die Botschkowa.

»Kartinkin, setzen Sie sich.«

Kartinkin blieb weiter stehen.

»Kartinkin, setzen Sie sich!«

Doch Kartinkin blieb immer noch stehen und setzte sich erst, als der Gerichtsbeamte, den Kopf zur Seite geneigt und die Augen unnatürlich weit geöffnet, zu ihm lief und in tragischem Ton flüsterte: »Sitzen, sitzen!«

Kartinkin setzte sich ebenso schnell, wie er aufgestanden war, schlug seinen Kittel zusammen und bewegte wieder lautlos seine Backen.

»Ihr Name?« Mit einem Seufzer der Müdigkeit richtete sich der Vorsitzende an die zweite Angeklagte, ohne sie anzusehen, und suchte nach irgendwas in der vor ihm liegenden Akte. Der Prozess war für den Vorsitzenden reine Routine, so dass er zur Beschleunigung zweierlei auf einmal machen konnte.

Die Botschkowa war dreiundvierzig, von Stand Kleinbürgerin aus Kolomna, ihre Beschäftigung Etagedienerin im selben Gasthaus »Mawritanija«. Vor Gericht und in Untersuchungshaft war sie noch nie, eine Kopie der Anklageschrift hatte sie erhalten. Ihre Antworten gab die Botschkowa außerordentlich entschlossen und mit einer Intonation, als wolle sie bei jeder Antwort hinzufügen: »Ja, Jewfimija, und Botschkowa, die Kopie habe ich erhalten, und ich bin stolz darauf und gestatte keinem zu lachen.« Sie wartete auch nicht ab, dass man ihr sagte, sie solle sich setzen, sondern setzte sich sofort, nachdem die Fragen beendet waren.

»Ihr Name?« Damit wandte sich der Vorsitzende, ein Liebhaber der Frauen, irgendwie besonders leutselig an die dritte Angeklagte. »Sie müssen aufstehen«, fügte er mild und freundlich hinzu, als er merkte, dass die Maslowa noch saß.

Die Maslowa erhob sich mit einer raschen Bewegung und blickte mit dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, ihre hohe Brust vorstreckend, ohne zu antworten, dem Vorsitzenden mit ihren lächelnden und ein wenig schielenden schwarzen Augen gerade ins Gesicht.

»Sie heißen wie?«

»Ljubow«, sagte sie rasch.